

Die Mitgliederbefragung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Von Judith Kessler (Redakteurin des Gemeindemagazin "jüdisches Berlin")

Die Jüdische Gemeinde verfügt offensichtlich über einen erheblichen Mitgliederanteil, der religiösen Traditionen skeptisch oder ablehnend gegenübersteht oder/und sich nicht (mehr) religiös definiert. Möglicherweise ist es an der Zeit, die ausschließliche Selbstdefinition als Kultusgemeinde, beziehungsweise den ganzen Bereich des religiösen Lebens zu überdenken.

So gibt die überwältigende Mehrheit der Befragten, fast 80 Prozent, an, in einer nicht oder nur "etwas" religiösen Familie aufgewachsen zu sein. Und **nur 14 Prozent nennen "Religiosität" als Grund für ihre Mitgliedschaft in der Jüdischen Gemeinde.**

Dennoch finden es aber fast 80 Prozent "sehr" oder "ziemlich" wichtig, auf einem jüdischen Friedhof beerdigt zu werden. Offenbar ist die Herkunft, sind die "Wurzeln" von eminenter Bedeutung, und will man neben "Seinesgleichen" begraben sein, selbst wenn eine religiöse Bindung nur noch rudimentär vorhanden ist. Positiv gewendet: der größte Teil der Mitglieder **identifiziert sich** – zumindest in dieser Form – **mit seinem Jüdischsein**, ein Potential, das darauf wartet, sich auch im Leben in die jüdische Gemeinschaft einzubringen.

Ein weiteres Indiz für eine **positive Identifikation mit dem Judentum** sind die Angaben zum Thema Partnerwahl. Mehr als die Hälfte aller Befragten hofft, dass das eigene Kind einen jüdischen Partner wählt. Nur 22 Prozent hält dies für gänzlich unwichtig. Bei geringen Differenzen zwischen den Geschlechtern und den Altergruppen ist nun interessant, dass zu keiner einzigen anderen Frage in puncto Judentum so viel Zustimmung bei GUS-Zuwanderern besteht wie bei dieser: 67 Prozent von ihnen (aber nur 43 Prozent der in Deutschland geborenen) finden einen jüdischen Partner für ihr Kind wichtig.

Diesen sehr allgemeinen Angaben steht jedoch die konkrete Ausgestaltung des eigenen religiösen Lebens gegenüber: 29 Prozent aller Befragten ordnen sich dem "liberalen" Judentum zu, 14 Prozent dem konservativ-traditionellen Judentum, 16 Prozent dem Reformjudentum, 8 Prozent der Orthodoxie, 12 Prozent verstehen sich explizit als Atheisten (!), 16 Prozent wissen nicht, wo sie sich einordnen sollen oder gehören "keiner" Richtung an.

Insgesamt fällt auf, dass Männer eher als Frauen die Extrempositionen zu beiden Seiten des Maßstabes besetzen: sie gehen – überspitzt gesagt – entweder gar nicht oder gleich mehrmals in der Woche zur Synagoge, sie sind entweder "orthodox" oder "atheistisch", usw., während sich die Frauen in der Tendenz eher den gemäßigten Positionen zuordnen. Weiter fällt auf, dass junge Leute häufiger "orthodoxe" bzw. "gesetzestreue" Positionen vertreten und sich gleichzeitig häufiger als andere eher verunsichert ("kann ich nicht sagen") als explizit ablehnend äußern. Hier deutet sich eine Chance für die Gemeinde an. Explizite Gegner jüdischer Rituale/ Traditionen wird man nicht ändern: Unwissen/Unsicherheiten lassen sich hingegen noch am ehesten abbauen und in Zustimmung verwandeln, zumal bei jungen Menschen.

Dessen ungeachtet ergibt sich ein mitunter alarmierendes Bild bei ganz konkreten Fragen, wie: "Würden Sie Ihr Kind beschneiden lassen?" **Ein Drittel der Befragten würde ihren Sohn nicht oder wahrscheinlich nicht beschneiden lassen** (unter den GUS-Zuwanderern sogar die Hälfte). **Eine Bar- oder Bat-Mizwa würden nur 59 Prozent befürworten.** (Einen Hoffnungsschimmer bilden hier die jungen Mitglieder: sie sind durchgängig positiv eingestellt.)

2

Immerhin 28 Prozent der Befragten gibt an, ein- bis mehrmals pro Woche zur **Synagoge** zu gehen. Mehr als die Hälfte besucht sie jedoch nur zu den Hohen Feiertagen oder "sehr selten". 8 Prozent gehen "nie" in die Synagoge.

Als häufigster Grund des Synagogenbesuchs wird "Tradition" genannt (57 Prozent), vor allem bei Zuwanderern und Frauen; immerhin ein Drittel gibt außerdem an, seinen "Glauben praktizieren" zu wollen (vor allem hierzulande Geborene) und ein Viertel will "Leute treffen". Männer gehen eher aus Pflichtgefühl und Respekt vor Gott in die Synagoge, Frauen eher aus Respekt vor den Eltern und um sich zu informieren.

Qualität, Modernität, Mitbestimmung könnten die Stichworte lauten, die dem Religionssektor mehr Zulauf versprechen, glaubt man den Aussagen der Befragten. Fast ein Drittel ist der Ansicht, der Synagogenbesuch könnte durch interessantere Predigten attraktiver werden. Moniert wird insbesondere, dass die Gottesdienste nicht jugendgerecht und auch nicht gegenwarts- bzw. realitätsbezogen sind. Ein Viertel aller Befragten wünscht sich flankierende Veranstaltungen vor oder nach dem Gottesdienst. Fast 20 Prozent wollen stärker in die Entscheidungen der Synagogen einbezogen werden.

Im Kultusbereich fehlt 21 Prozent der Mitglieder außerdem vor allem "seelsorgerische Betreuung durch Rabbiner". Sonstige – bislang nicht existierende Angebote (Chewra Kadischa, Mohel, Rabbinerin, Kinderbetreuung, russischsprachige Rabbiner/Kantoren, etc.) wurden jeweils von 10–15 Prozent als "persönlich am meisten fehlend" eingestuft.

37 Prozent der Befragten halten die Existenz koscherer Lebensmittelläden für wichtig; 27 Prozent behaupten, auch mehr Geld für koschere Lebensmittel ausgeben zu wollen (hier übrigens vor allem junge Leute). Erstaunlich ist jedoch, dass 10 Prozent derer, die sich als orthodox einstufen, koschere Läden nicht wichtig finden und 37 Prozent von ihnen auch nicht mehr bezahlen würden. Angesichts von nur 8 Prozent Gemeindemitglieder, die sich als tatsächlich "orthodox-praktizierend" einstufen, stellt sich dennoch die Frage, ob es nicht preiswerter ist, die koschere Ernährung dieser Mitglieder zu subventionieren als die Händler.

In der aufschlussreichen Kategorie "Anderes" orientieren sich die Eintragungen an dem Motto "zwei Juden – drei Meinungen" – einer will weniger Religion, der nächste will mehr; eine verlangt eine sefardische Synagoge, die nächste eine weitere liberale; hier der Ruf nach mehr politischem Engagement der Rabbiner, dort die Aufforderung, die Rabbiner sollten sich aus der Politik heraushalten. Einheitsgemeinde eben. Trotz aller Meinungsverschiedenheiten gibt es jedoch Forderungen, die durchgängig immer wieder geäußert werden. Diese betreffen weniger den Inhalt als die Form: "gegenseitiger Respekt" der diversen religiösen Richtungen, "weniger Bürokratie" im Kultusbereich, "Solidarität" jenseits religiöser Vorgaben, stärkere Einbindung von Frauen und Mädchen, mehr Russischsprachiges sowie eine kontinuierlichere Anwesenheit von Rabbinern in den Synagogen und bei der Krankenbetreuung.

Aus dem Gesamtkontext ergibt sich, dass – egal wie sich der Kultusbereich anpasst oder ändert – **ein Teil der Gemeindemitglieder einem religiösen Judentum grundsätzlich abgeneigt gegenüber steht.** Auch ein größeres oder anders geartetes Angebot an religiösen Veranstaltungen oder Themen würde diese Menschen nach ihren eigenen Angaben nicht locken können. Trotzdem ist über die Hälfte aller Befragten der Ansicht, dass die Gemeinde in erster Linie eine Religionsträgerin ist. Bei der Auswertung der Antworten entsteht jedoch der Eindruck, dass stark zwischen der eigenen und der Rolle der Gemeinschaft unterschieden wird: für die Religion sind "die Anderen" zuständig. So ist auch

3

ein Großteil der Befragten der Ansicht, dass die religiöse Erziehung der Jugend "sehr" (39 Prozent) oder wenigstens "mittelwichtig" (18 Prozent) ist. Allerdings kommt die Religion bei weiteren 36 Prozent der Befragten überhaupt nicht mehr im Erziehungskanon vor.

Wie gesagt, etwas mehr als die Hälfte der Antworter definiert die **Gemeinde als Religionsträgerin**, 48 Prozent betonen ihre Funktion als **Interessenvertretung**; etwa ein Drittel sieht in ihr vor allem eine **Sozial- und Wohlfahrts-** (besonders GUS-Zuwanderer) bzw. **Kultur- und Freizeiteinrichtung**. Diese Ergebnisse rufen nach einer innerjüdischen Debatte über das, was uns gemeinsam ist. Ist es am Ende doch die Religion? Und wenn Ja: Wie müsste der Bereich des religiösen Lebens seitens der Gemeinde anders gestaltet werden, damit sich die in Berlin lebenden Jüdinnen und Juden darin entfalten und artikulieren können?

Bei den Veranstaltungen, die persönlich am meisten interessieren, taucht Religiöses zwar noch mit 26 Prozent auf, aber alle anderen Optionen wurden häufiger gewählt, bis auf Gedenkveranstaltungen, und das absolute Schlusslicht "Repräsentantenversammlung" (4 Prozent). Die meisten haben mehrere angekreuzt. Absoluter Spitzenreiter sind "Konzerte" – sie wurden von 50 Prozent aller angegeben; den zweiten Rang belegen "Vorträge" mit 36 Prozent. Dann folgen Diskussionen, Feiern, Theater, Kurse, Exkursionen (letztere fast ausschließlich von Zuwanderern).

Diese Präferenzen decken sich mit anderen Angaben. Befragt nach der letzten Gemeindeveranstaltung, an der man/frau teilgenommen hat, konnten sich 32 Prozent der Befragten nicht mehr daran erinnern. Die anderen wiederum nannten am häufigsten den Gemeindegarten und den Purimball. Auch der WIZO-Basar, Chanukkaball und die Jüdischen Kulturtage wurden oft erwähnt. Insgesamt fanden sich Veranstaltungen von 37 verschiedenen jüdischen Anbietern, von "Kriegsveteranen" über "Massoret" und "Meshulash" bis zum "Tanzzirkel mit Mazal Weber".

Beinahe ebenso selten wie Schiurim oder ähnliches wurde die Teilnahme an einer Gedenkveranstaltung angeführt, am ehesten noch der Jom Haschoa mit der Namenslesung. **"Theoretisch" interessieren sich 24 Prozent für Gedenkveranstaltungen, bei über 60-Jährigen 30, bei unter 30-Jährigen 17 Prozent** (zum Vergleich: "Feiern" haben 59 Prozent angekreuzt). Fraglich ist, ob andere Werbung oder Gestaltung mehr junges Publikum bringen würde. 30 Prozent aller Befragten wünschen sich mehr "Israel-bezogene Themen", aber zum Jom Haazmaut gehen dennoch wenige. Hier ist es legitim zu fragen, was an Aufmachung oder Inhalten nicht stimmt, wenn trotz vorhandenem Interesse nur wenige kommen.

Immerhin finden 30 Prozent der Befragten die Qualität der Veranstaltungen verbesserungsbedürftig. Was bedeutet das? Ein wenig Aufschluss geben die Kommentare am Ende des Fragebogens: Die meisten Kritiker sind sich einig, dass es vielen Angeboten von Kulturtagen bis Kulturabteilung an "Niveau" und "progressivem Denken" fehlt (allein die Volkshochschule und der Jüdische Kulturverein werden lobend erwähnt). Es wird "Meinungsvielfalt" vermisst, die Öffnung für "andere Kulturen und Religionen", bessere "Beziehungen zu Christen und Muslimen". Dem Zuwandererangebot, z.B. im Mifgasch, wird "Provinzialität" bescheinigt. Großveranstaltungen wie der Jom Haazmaut seien "unattraktiv" und "langweilig", Gedenkfeiern "eingefahren traditionell". Hier wird nach "neuen Ideen" und "qualifizierten Organisatoren" verlangt.

Auch wenn 14 Prozent der Befragten, meist Ältere, (noch) "mehr russischsprachige Veranstaltungen" wollen (diese Antwortmöglichkeit war gegeben), sind es in den Kommentaren immer wieder die Nicht-russischsprachigen (Israelis, Polen, Deutsche), die das Gefühl äußern, ihre Gruppen oder Belange kommen zu kurz, inhaltlich wie sprachlich. Andere haben keine inhaltlichen Wünsche,

sondern wollen niedrigere Eintrittspreise, kinder- und seniorengerechtere Zeiten, bessere Werbung, rechtzeitige Bekanntgabe von Demonstrations- und Veranstaltungsterminen.

Zu den "technischen" Parametern gehört der Veranstaltungsort: Für 55 Prozent liegt das Gemeindehaus günstiger als die Oranienburger Straße. Letztere ist nur für 9 Prozent besser zu erreichen, 28 Prozent können sich mit beiden Plätzen gut arrangieren. Die Vorliebe für die Fasanenstraße ist plausibel – über die Hälfte aller Mitglieder wohnt in der "City West". In Mitte und Prenzlauer Berg sind es weniger als 4 Prozent. Das "blühende jüdische Leben im Scheunenviertel", wie es die Reiseführer verheißen, wird also noch eine Weile mit der Topographie kämpfen müssen. Moniert wird an der Oranienburger Straße auch der erschwerte Zu- und Abgang durch Absperrungen und blockierte Bürgersteige und der Mangel an Parkplätzen.

Trotz günstiger Lage des Gemeindehauses wird das dortige "Internet-Café" kaum frequentiert: 81 Prozent nutzen es "nie", 1 Prozent "regelmäßig", 6 Prozent "selten". Viele Mitglieder haben Internet zu Hause, zudem herrscht im Internet-Café, so ein Kommentar, eine "... Bahnhofsatmosphäre, sehr ungemütlich. Café mit internationaler jüdischer Presse und Internet wären ideal und regelmäßige Pianostunde". Die Bibliothek wird in der Bewertung allgemein gelobt. Sie hat einen guten Ruf als Fachbibliothek, 23 Prozent nutzen sie regelmäßig, 35 Prozent selten. Zu den Stammkunden gehören mehr Frauen als Männer und mehr Zugewanderte als in Deutschland geborene. Ein Grund mag sein, dass die Bibliothek aktuelle israelische und russische Publikationen führt. Fehlt – siehe oben – nur die Caféhaus-Atmosphäre für die Zeitungslektüre.

Ähnlich wie im religiösen Bereich gibt es auf dem Kultursektor grob gerechnet ein "aktives Drittel" und zwei "passive Drittel". **33 Prozent besuchen regelmäßig, 59 Prozent "selten", 4 Prozent "nie" Veranstaltungen der Gemeinde oder anderer jüdischer Einrichtungen.** Während sich die "Kultur muffel" gleichmäßig auf alle Altersgruppen verteilen, finden wir jene, die oft jüdische Kulturangebote nutzen, zuerst bei Älteren und Zugewanderten. Die hierzulande geborenen sind wiederum die größeren "Vereinsmeier". 40 (bei Zugewanderten 34) Prozent sind Mitglied in einem jüdischen Verein oder Klub. Allerdings suchen weniger als 15 Prozent aller ihren Klub regelmäßig auf. Die Logen, WIZO, Makkabi, Achva und der Studentenverband wurden hier am häufigsten genannt. Als Veranstalter waren dies die Jüdische Volkshochschule und der Jüdische Kulturverein, gefolgt von den (eher russischsprachigen) Einrichtungen Treff Hatikwa und Projekt Impuls.

Schauen wir uns nochmal das potentielle Publikum der beiden beliebtesten Veranstaltungstypen – Konzerte und Vorträge – an: Für Konzerte interessieren sich erheblich mehr Frauen als Männer und erheblich mehr in der Sowjetunion (63 Prozent) als in Deutschland geborene (40 Prozent). Letztere gehen lieber zu Vorträgen, genau gesagt 45 Prozent, gegenüber 21 Prozent bei den Ex-Sowjetbürgern. Veranstaltungsorganisatoren müssen bei solch unterschiedlichen Präferenzen schon einen ziemlichen Spagat vollführen, wenn sie Einheimische und Zuwanderer unter einen Hut bekommen oder allgemeine Zufriedenheit herstellen wollen.

So wie hier "Entspannung" und "Kopfarbeit" zwei Pole zu bilden scheinen, und das Gemeindevolk u.U. auch spalten, steht die Forderung nach Tradition gegen die nach Modernität. Ein letztes Beispiel: Die Teilnehmer konnten bei der Frage, wovon sie gern mehr hätten unter anderem zwischen "traditionell jüdischem (z.B. Klezmer)" und "klezmerfreien Zonen" wählen. 23 Prozent bestanden auf mehr Tradition. 12 Prozent wollten "klezmerfreie Zonen". "Fans und Gegner" sind gleichmäßig auf beide Geschlechter verteilt. Die "Folkloristen" sind im Durchschnitt jedoch sehr viel älter als die andere Gruppe, wurden zu 60 Prozent in der Sowjetunion (25 Prozent in Deutschland) geboren und können sich seltener einer religiösen Richtung zuordnen. Tun sie es doch, neigen sie eher zur

Orthodoxie, während es unter den "Gegnern" nur einen Orthodoxen, aber viele Atheisten und "Reformer" gab. Zuletzt bleiben die "Traditionalisten" in der Freizeit eher unter sich, während die "Klezmer-Skeptiker" mehr Kontakte zu ihrer nichtjüdischen Umgebung pflegen (eigentlich ein Paradox, weil ja gerade ihre deutsch-nichtjüdische Umgebung auf Klezmer als vermeintlich bestimmendem Moment jüdischer Kultur "steht").

Insgesamt ist es bei den gegebenen Quantitäten in mancher Hinsicht vielleicht angemessener von Jüdischer "Kultur- oder Interessengemeinde" als von "Kultus- oder "Religionsgemeinde" zu sprechen und zu honorieren, dass die Mitglieder zwei (oder mehr) verschiedenen Welten angehören.

Bemerkung: In einem Vortrag 2003 hat Judith Kessler erheblich "krassere" Daten bzgl. der "Russen" vorgestellt. Unter den 12.000 Gemeindemitgliedern seien 80% "Russen". - "Innerjüdisch haben wir das Problem, dass sich die jüdische Kultur immer weiter und unaufhaltsamer von ihrem Kern - der Religion - entfernt, ohne zugleich mit adäquaten neuen Inhalten aufwarten zu können; wobei die Zuwanderer ("Russen") eine ganz neue russische Variante einbringen.. die Befragung ergab, dass wir unsere ausschließliche Selbstdefinition als Religionsgemeinschaft zu überdenken haben. In Berlin sind 80% in einer bereits nicht mehr oder nur noch "etwas religiösen Familie" aufgewachsen., bei den GUS-Zuwanderern nur 9%.